

# Geborgen in einem Kokon aus Klang

Erfahren, gelassen, weniger viril verpanzert: Christian Thielemann dirigiert den „Ring des Nibelungen“ von Richard Wagner an der Semperoper in Dresden.

Ben ist Wotan verbittert hinausgestürzt, und Brünnhilde, die Lieblingstochter, bleibt in den wenigen Minuten, bevor sie Siegmund seinen bevorstehenden Tod verkünden wird, „erschrocken und betäubt“ allein zurück. Nein, nicht wirklich allein, sondern mit dem Orchester: Das Englischhorn, grundiert von Fagotten und tiefen Streichern – bald kommen feierliche Posunenakkorde hinzu –, singt eine fassungslos traurige Melodie von den verlorenen Illusionen einer jungen, privilegierten Frau, die genau in diesem Moment entdeckt, dass ihre bisher so homogene Welt auf einen Schlag auseinandergefallen ist; dass nie wieder etwas so sein kann, wie es bisher war. Weder Waldweben noch Walkürenritt oder Siegfried-Trauermarsch: keine der großen Orchesternummern, von denen man sich immer neu gern überrollen lässt, sondern ein kleiner, anekdotischer Durchgang, der zum großen seelischen Übergang wird – und den man in dieser „Walküre“-Aufführung Christian Thielemanns mit der Dresdener Staatskapelle vielleicht das erste Mal überhaupt bewusst, aber sicher das erste Mal so eindringlich schmerzhaft hört.

Es wird ja ziemlich viel – man darf mit einigem Recht sagen: zu viel – geredet im „Ring des Nibelungen“. Aber das Wesentliche vermitteln dennoch kaum je die Worte und oft nicht einmal die vokalen Linien, die Richard Wagner ihnen mitgegeben hat, sondern die Instrumente. Thielemann ist inzwischen mit fast traumwandlicher Sicherheit in diesen Kosmos hineingewachsen als einer der nicht nur aktuell besten, sondern mittlerweile auch erfahrensten Wagner-Dirigenten, der im Umgang mit dessen Musik eine große, gelassene Selbstverständlichkeit entwickelt hat.

Der „Ring“ in der Semperoper ist, nach diversen Einzelaufführungen in den Jah-

ren seit seinem Dresdner Amtsantritt 2012, Thielemanns vierter, Wien und Bayreuth, nicht gerade Nebenschauplätze, gingen voran; am Anfang aber stand Berlins Deutsche Oper in der (kürzlich nach 33 Jahren endgültig ins ewige Archiv abgelegten) „Zeittunnel“-Inszenierung Götz Friedrichs, und auch damals, vor knapp zwanzig Jahren, habe ich Thielemann damit schon gehört. Erinnerung ist mir eine im Gestus drahtig-energische, auf kontrastierende Klangfarben setzende Orchesterführung; ein „Ring“ aus dem Geist jener Jahre, wo Wagner – vor 9/11 – im Kontext einer eisernen fortschrittsgläubigen, sich selbst als weltoffen begreifenden Gesellschaft gehört wurde, die sich gerade in der Aneignung eines seltsamen neuen Gerätes – volkstümlich „Handy“ genannt – schulte.

Die enorme Farbpalette ist geblieben und noch reicher geworden, aber inzwischen klingt sie anders: weicher, fließender und auch melancholisch-verletzbarer, weniger viril verpanzert. Natürlich ist der pure, eitel-selbstreferentielle Glanz, mit dem beispielsweise das trompetengleibende Schwert-Motiv aus seinem Background aufragt, unvermindert derselbe. Doch es geht eben nicht nur um solche monolithischen Sammlungspunkte, die eher als Felsriffe im Klangkontinuum stehen, sondern um die Partitur als Ganzes; und die flutet jetzt, in Dresden, noch organischer, hypnotischer, Ohren und Sinne tranceartig einspinnend.

Die „schönen“ – und das will in unserer von prägnanten ersten Eindruck besessenen Zeit erst einmal heißen: effektvollen – Höhepunkte der vier Abende stehen ja zu Teilen in der Erbfolge Beethovens, Webers und nicht zuletzt des von Wagner so selbsthasserisch gehassten Meyerbeer; doch seine Prägung erhielt Wagner gleichermaßen von Belcanto, von den – mit einem von ihm selbst geliebten Wort – „sehrenden“ Melodien etwa eines Bellini. Indem er sie von ihren metrischen Fesseln entbanden und gleichzeitig menschliche Stimmen auch in die des Orchesters hereingeholt hat, entwickelte er seinen fast unbegrenzt knetbaren, jeder Liebes- und Leidenschaft zugänglichen vokal-instrumentalen Mischklang.

Thielemanns Dresdner „Ring“ lässt diese Verzerrung auch des Orchesterall in edlen, leidenschaftlichen Gesang (ein Komponist wie Puccini wusste genau, warum er Wagner so verehrte) in selten gehörter Weise zum Ereignis werden. Da



Was die Nornen (v.l. Monika Bohinec, Simone Schröder, Christiane Kohl), nicht schaffen, schafft Christian Thielemann: Er hält Wagners Welt zusammen.

Foto Klaus Giggia

wird in der innigen Verbundenheit und dem Sich-Verflechten der Motive, im gemeinsam atmenden An- und Abschwelen des stets anders ausgeleuchteten Klangkontinuums immer auch von der Liebe gesungen – selbst dann noch, wenn sie in der Bühnenhandlung ganz hoffnungslos oder schon getötet scheint.

Dabei mag vieles mitspielen: die geänderten Zeitläufte vielleicht, das Älter- und Reiferwerden des Dirigenten mit Sicherheit, aber dann auch und vor allem: die Dresdner Staatskapelle, ein Solitär im globalen Mainstream der sich immer ähnlicher werdenden Orchestersounds. Nur mit einem so sensibel reagierenden, geistig wachen Ensemble ist es möglich, die vielen, manchmal geradezu ins bilderbuchhaft Putzige reichenden Klangmalereien der

Siebzehn-Stunden-Tetralogie – die frühlingsflürenden Vögel in Siegfrieds liebes- und familienkundlichem Disput mit Mime, die biedermeierlich gruseligen Schauererfekte, wenn dieser dem Jungen das Fürchten erklären will – gleichzeitig individuell herauszustellen wie dennoch zum Teil einer universellen, sich unaufhörlich wandelnden Ganzheit zu machen.

Dresden ist, wenn Wagner gespielt wird, ja immer auch ein Stück Bayreuth. Im letzten Jahr saßen sechzehn Musiker der Sächsischen Staatskapelle mit im Festspiel-Orchestergraben – Streicher und drei Holzbläser-Solisten. Doch auch das Blech bringt an den Abenden in der Semperoper immer wieder Passagen, bei denen es in einem ganz still wird vor Staunen: wenn sich Siegfrieds Hornrufe am Ende der Phrasen flü-

ternd zurückziehen und damit die Vorstellung eines Verhüllens im weit geöffneten Raum suggerieren; oder wenn die Basstuba sich in den beiden ersten „Siegfried“-Akt gleichmaßen komisch wie bedrohlich, mit dickflüssiger, blasierter-schleimiger Eleganz durchs klangliche Unterholz windet und würt.

Was nun schließlich Christian Thielemanns Umgang mit den Sängern angeht, so wäre es vielleicht schönfärbisch, zu behaupten, dass er sie geradezu auf Händen trüge. Seine Sorgsamkeit besteht vielmehr darin, sie in einem klanglichen Kokon zu bergen, der auch ein intonatorisches Ausgleiten oder eine verhuscht weggedrückte Phrase abfedern und auffangen kann. Natürlich können auch diese Dresdner Abende in der fast minimalist-

schon, in ihren guten Momenten kühl-ironischen Jahrtausendwende-Inszenierung Willy Deckers das relative Elend der heutigen Wagner-Sängerei nicht verdecken.

Doch das wäre ein neues Thema für den nächsten Komplett-Durchlauf, und für diesmal darf man sich ans Positive halten: wo nämlich auch das Vokale stimmt wie zum Beispiel im Wissens-Duell zwischen Vitalij Kowaljows Wanderer und Gerhard Siegels Mime, öffnen sich dank Thielemanns inspirierender, analytisch durchblickender Führung die Perspektiven nicht nur rückwärts in die große Zeit des Belcanto, sondern genauso nach vorn: über die hier vorweggenommene Sachs-Beckmesser-Konstellation der „Meistersinger“ bis ins Singen des zwanzigsten Jahrhunderts, weiter zu den Besten der Heutigen. GERALD FELBER

Ein Gespräch mit dem Politikwissenschaftler Thomas Schmidinger

## Die Einführung der Scharia wäre hier nicht mehrheitsfähig

Nach dem Einmarsch in Afrin: Die türkischen Truppen treffen dort auf einen Lebensstil, der sich fundamental von Erdogans Vorstellungen unterscheidet.

Herr Schmidinger, die Türkei begründet den Einmarsch ihrer Armee in Syrien damit, dass die Region Afrin ein „Terrornest“ sei, vom dem aus kurdische Terroristen in türkisches Territorium einsteuern und dort Anschläge verüben. Sie waren in Afrin – hatten Sie den Eindruck, in einem „Terrornest“ zu sein?

So ein Einsickern gab es von irakischem Territorium aus, aber nicht aus Afrin. Die Gebiete der Türkei, in denen es Kämpfe mit kurdischen Einheiten gab, sind Provinzen wie Sirnak und Hakkari im Südosten, nicht aber die Provinzen Hatay und Kilis im äußersten Westen, die auf der anderen Seite der Grenze zu Afrin liegen. Zudem hat die Türkei die gesamte Grenze zu Afrin mit einer hohen Betonmauer abgeriegelt, die stellenweise erst wieder abgebaut werden musste, um mit Panzern hindurchzukommen.

Seit dem Rückzug des Assad-Regimes im Sommer 2012 herrschen in Afrin die „Partei der Demokratischen Union“ (PYD) und deren bewaffnete „Volkschutzeinheiten“. Welches Gesellschaftsmodell propagiert die PYD – und wie verhält sich das zur Wirklichkeit?

Die PYD propagiert eine auf Gleichberechtigung zwischen den Geschlechtern ausgerichtete demokratische Gesellschaft als Teil eines föderal aufgebauten syrischen Staates. Nationalistische Töne werden gemieden, auch eine Unabhängigkeit wird nicht als Ziel angegeben.

Welche Rolle spielt der Islam in Afrin?

Afrin hat in Syrisch-Kurdistan den Ruf, äußerst säkular zu sein. Eine Einführung der Scharia etwa wäre sicher nicht mehrheitsfähig. Das wird auch auf das jesidische Erbe Afrins zurückgeführt. Heute gibt es in der Provinz noch sechsundzwanzig jesidische Dörfer, aber zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts waren nach verschiedenen Quellen mehr als die Hälfte der Einwohner Afrins Jesiden. Unter

Druck konvertierten viele von ihnen später zum Islam, ohne jedoch sonderlich überzeugte oder gar fanatische Muslime zu werden. Der Islam spielt in Afrin grundsätzlich keine dominierende Rolle.

Zeigt sich das im Alltag?

Die Stadt Afrin, die vermutlich um die 100 000 Einwohner hat, ist die größte Stadt in Syrien unter ausschließlich kurdischer Verwaltung, und es gab dort bis zum türkischen Angriff keinerlei Sicherheitsprobleme. Unter diesen Bedingungen hat sich dort so etwas wie ein bürgerliches Leben entwickeln können, ein Alltag des Mittelstands. Man sieht in Afrin Frauen, die nur mit anderen Frauen im Café sitzen – das ist für Syrisch-Kurdistan, aber auch für Syrien insgesamt bemerkenswert. Eine armenische Familie in Afrin hat früher den bekanntesten Anischnaps Syriens gebrannt. Zwar ist die Produktion nach Belgien verlegt worden, der Schnaps wird aber weiterhin getrunken in Afrin – ebenso wie Bier, das bis zum Kriegsausbruch meist aus der Türkei über die Grenze geschmuggelt wurde. Kurzum: In der urbanen Mittelschicht Afrins hat sich ein säkularer Lebensstil entwickelt, der sich Europa annähert.

Kurdinnen sind trotzdem auf ihre Rolle als Hausfrau und Mutter beschränkt. Der bewaffnete Kampf ist meist der einzige gesellschaftlich akzeptierte andere Weg einer kurdischen Frau. Oder werden Kurdinnen in Syrien außer dem Recht, in eigenen Frauenbataillonen gegen Dschihadisten zu kämpfen, auch individuelle Rechte zugestanden?

Auch im vergleichsweise liberalen Afrin sind Frauen weit davon entfernt, individuelle Entscheidungen für andere Lebenswege treffen zu dürfen. Für die Mehrheit gilt, dass ihnen der Kampf in den „Volksverteidigungseinheiten“ die Möglichkeit zu einem Lebensweg ebnet, der früher nicht bestand. Davon machen Tausende junge Kurdinnen Gebrauch. Die YPJ, die weiblichen Bataillone der Volksverteidigungseinheiten, sind durchaus auch militärisch relevant.

Nehmen kurdische Clanführer es denn so einfach hin, dass ihre Töchter kämpfen wollen, statt zu gebären?

Es gibt Kritik daran, dass sich junge Frauen, teilweise aus wirklich konservativen Familien, auch gegen den Willen der Familien den Volksverteidigungseinheiten anschließen können. Ich habe von konservativ-religiösen Kurden oft gehört, dass man ihre Mädchen „entführe“. Bei genaue-

rem Nachfragen drängte sich aber stets der Schluss auf, dass es sich nicht um Entführungen handelte, sondern dass Mädchen vor einer frühen Verheiratung oder einer Überfülle häuslicher Pflichten geflohen waren.

In den Kurdengebieten des Iraks wird noch die Viehle praktiziert. Wie ist das in Afrin?

Das ist jedenfalls sehr selten. Ich kenne keinen Fall einer polygamen Ehe in Afrin. Vielleicht gibt es noch einige ältere Großbauern auf dem Lande, die mehrere Frauen haben, aber es ist gesellschaftlich absolut unüblich. Bei den Aleviten, die in dem knapp achttausend Einwohner zählenden Städtchen Mabeta nordwestlich von Afrin leben, gibt es das überhaupt nicht und bei den Jesiden ebenso wenig. Auch bei den Muslimen Afrins habe ich es nie gesehen oder gehört.

Eine kurdische Frauenrechtlerin in Syrien hat sich allerdings beklagt, es sei auch bei Kurden immer noch üblich, dass ein zehnjähriger Bruder seiner doppelt so alten Schwester Befehle erteilen könne.

Vor allem auf dem Land ist das tatsächlich immer noch gesellschaftlicher Alltag. Dort herrschen weiterhin sehr konservativ-patriarchalische Verhältnisse. Propaganda und Maßnahmen der PYD zugun-

sten von Frauen verändern gesellschaftliche Verhaltensweisen nicht über Nacht.

In Syrien wächst jetzt die erste kurdische Generation heran, die muttersprachlichen Schulunterricht erhält. Wie auch immer der Krieg endet: Ist ein Zurück zum Status quo ante, als nur auf Arabisch unterrichtet wurde, noch realistisch?

Eine Rückkehr zum Arabischen würde zumindest für die Generation, die nun auf Kurmanci unterrichtet wird, der in Afrin vorherrschenden Varietät des Kurdischen, einen massiven schulischen Rückschritt bedeuten. Das Kurmanci wird in Syrien wie in der Türkei mit dem lateinischen Alphabet geschrieben. In den ersten drei Schuljahren lernen Kurden in Afrin kein Arabisch mehr.

Gibt es denn genügend Lehrer, die auf Kurdisch unterrichten können?

Eine Lehrerschaft entsteht erst. Viele Kurden aus Afrin haben früher in Aleppo studiert oder dort an der Universität gelehrt. Das ist jetzt kaum mehr möglich, hat aber dazu beigetragen, dass in Afrin im Herbst 2015 die erste Universität der Kurden in Syrien gegründet werden konnte. Viele Lehrkräfte waren früher Professoren in Aleppo. Nun bilden sie Mediziner, Techniker und Lehrer in Afrin aus – aber noch viel zu wenig, um den Bedarf zu decken.



Eine Enklave setzt sich zur Wehr: Syrische Kurden demonstrieren am vergangenen Sonntag in Afrin gegen den Einmarsch der Türken.

Foto AFP

positionsparteien aber nicht beteiligt haben. Allerdings hätte die PYD auch dann mit hoher Wahrscheinlichkeit eine absolute Mehrheit erhalten. Aus Gesprächen in der Region habe ich den Eindruck gewonnen, dass sich die PYD durch ihren Kampf gegen den „Islamischen Staat“ und dadurch, dass sie Afrin bis zum türkischen Angriff vollkommen aus dem Kriegesge-



Thomas Schmidinger

Foto dpa

schehen heraushalten konnte, selbst bei jenen Kurden eine gewisse Legitimität verschaffen konnte, die sie vorher nicht unbedingt akzeptiert haben. Die innerkurdische Opposition gegen die PYD ist im Osten des kurdischen Gebietes wesentlich stärker als in Afrin. Dort ist die PYD auf jeden Fall die populärste politische Kraft. Das hat auch mit der homogenen Bevölkerung des Kantons zu tun. Zählt man die Jesiden zu den Kurden, dann ist die ursprüngliche Bevölkerung von Afrin, also abgesehen von den Binnenvertriebenen, zu mindestens 98 Prozent kurdisch. Es gibt nur ganz kleine Minderheiten – einige tausend Aleviten und kleine Reste christlicher Gemeinden, auch die halten zur PYD. Der Angriff der Türkei hat zudem zu einer gewissen innerkurdischen Konsolidierung geführt: Der kurdische Nationalrat, in dem sich die härtesten Gegner der PYD zusammengeschlossen haben, hat den türkischen Einmarsch einhellig verurteilt. Sollte die Türkei tatsächlich bin in die Stadt Afrin vorstoßen, wird sie sich sehr schwer tun, dort kurdische Kollaborateure zu finden.

Thomas Schmidinger, geboren 1974, ist Politikwissenschaftler und Kulturanthropologe am Institut für Politikwissenschaft der Universität Wien.

Das Gespräch führte Michael Martens.